

Kollaboration und Spekulation: Möglichkeitsräume solidarischen Forschens

Beate Binder

»Um unruhig zu bleiben, müssen wir uns auf eigensinnige Art verwandt machen. Das meint, dass wir uns in unerwarteten Kollaborationen und Kombinationen, in aktiven Kompostierungen brauchen. Wir werden miteinander oder wir werden gar nicht.« (Haraway 2018: 13)

Verwandt-Machen als Strategie des solidarischen Forschens: Was bedeutet das für empirisches Arbeiten und für das Schreiben über die soziale Welt? Mit diesen Fragen beginne ich meine Überlegungen, mit denen ich zugleich einen Faden aus Sabine Harks Gedanken zur Kohabitation, der *Gemeinschaft der Ungewählten* (Hark 2021), in die feministische Kulturanthropologie trage, dorthin, wo ich mich eingerichtet habe. Mich interessiert, wie angesichts der Unübersichtlichkeit der Gegenwart solidarisches Forschen aussehen könnte. Zunächst war ich verleitet zu sagen, dass Geschlechterforschung »schon immer« für das Anliegen steht, solidarisch zu forschen, geleitet vom Wunsch nach einer besseren Welt, ohne Sexismus; dass sie somit »schon immer« auch eine Form des Verwandt-Machens ist. Doch ein solches »schon immer« kommt ahistorisch daher: Es verkennt die sich wandelnden Bedingungen auch kritischer Wissensproduktion, verschweigt die sich verändernden Anerkennungsregime, denen wissenschaftliches Wissen unterliegt, und ignoriert nicht zuletzt die Verschiebungen innerhalb des Felds der Geschlechterforschung selbst und der dort formulierten Kritik an den eigenen Selbstverständnissen. All dies hat Einfluss darauf, wer mit wem zusammenarbeiten will und kann, welche Koalitionen als richtig und wichtig anerkannt werden, wie kritisches Intervenieren generell verstanden wird und, nicht zuletzt, welche Formen empirischen Forschens solidarisch genannt werden können. Wenn ich im Folgenden über gegenwärtige Möglichkeiten und Grenzen eines solchen gemeinschaftlichen Forschens im Sinne eines offenen

Verständnisses von Verwandt-Machen nachdenke, geschieht dies aus der Perspektive der Ethnographin und feministischen Anthropologin und mit Fokus auf die Praxis des Spekulierens. Die erste Positionsbestimmung liegt nahe: Ich starte dort, wo mein akademisches Tun situiert ist, es ist der Ort, von dem aus ich sprechen und schreiben will und kann (vgl. Haraway 1988; Bourdieu 1995).¹ Mit der zweiten folge ich wiederum Donna Haraway und ihrer These, dass »wissenschaftliche Fakten und spekulative Fabulation« einander brauchen – und, so fährt Haraway fort, »beide brauchen einen spekulativen Feminismus« (Haraway 2018: 11). Mit diesen Fäden will ich spielen, mehr in Form einer knappen Collage. Assoziativ zusammengestellt, nicht systematisch ausbuchstabiert folge ich Spuren solidarischen Forschens und kreise um Figurationen von Kollaboration und Spekulation.

Geschichten erzählen

»Das Erzählen von Geschichten. Gewöhnliches Leben gewöhnlicher Menschen, wie bei Simeon. Man kann nicht sagen, wie das Leben ist, wie Zufall oder Schicksal die Menschen behandeln, es sei denn, man erzählt Geschichten.« (Arendt/McCarthy 2000: 463)

Solidarisches Forschen hat für mich viel mit dem Erzählen von Geschichten zu tun: Doch von welchem Punkt aus erzählen? Und vielleicht wichtiger noch: Das Erzählen welcher Geschichten ist von Belang? In den Anfängen der Frauen- und Geschlechterforschung scheinen diese Fragen noch relativ einfach zu beantworten gewesen zu sein. Seit den 1970er Jahren ist feministische Wissenschaft als mehrdimensionales Emanzipationsprojekt angelegt, geprägt von Utopien wie Praktiken des eingreifenden Handelns in Ordnungen des Wissens, der Institutionen, des Sozialen. Dies zeigt sich bis in die

¹ Diese Positionierung geschieht trotz des Wissens um die Kontingenz (auch) der disziplinären Wissensordnung. Dennoch erkenne ich die Problematisierungen aus dem – gerade im deutschen Kontext – überaus umstrittenen Feld der Europäischen Ethnologie beziehungsweise der Sozial- und Kulturanthropologie als für mein Denken prägend und in gewisser Weise unhintergehbar an. Zugleich sehe ich Überschneidungen und produktive Reibungsflächen oder *frictions* (Tsing 2004) dieser disziplinären Position mit feministischen und queertheoretischen Selbstverständnissen, etwa in Hinblick auf das transdisziplinäre Selbstverständnis wie auf eine reflexiv selbstkritische Haltung der eigenen Wissensproduktion gegenüber (vgl. Weiss 2016, Binder 2017).

Gegenwart vor allem im engen Austauschverhältnis zu sozialen Bewegungen und politischen Diskussionsräumen, so dass, wie Becker-Schmidt und Knapp konstatieren, »im Feld feministischer Theorie wissenschaftliche Klärungen von politischer Selbstreflexion nicht zu trennen« sind, was sich »prägnant an dem debattenförmigen Verlauf der Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung« ablesen lasse (Becker-Schmidt/Knapp 2000: 8). Wissenschaft als Gesellschafts- und Herrschaftskritik zu betreiben, hieß insbesondere in den 1970er Jahren, den »Zauberkreis der bloßen Theorie« und die »Gefängnismauern des akademischen Establishments« zu durchbrechen (Mies 1984: 8). Nur »[d]ie Integration von Forschung in soziale und politische Aktionen zur Frauenbefreiung, die Dialektik von Handeln und Erkennen« werde Praxis wie Theorie verbessern, schreibt Maria Mies, weil »der Forschungsgegenstand nicht als statisch und homogen, sondern als geschichtlich/dynamisch und widersprüchlich erfaßt wird« (ebd.: 13). Kollaboration wird damit zur Grundlage dafür, neue Deutungen von Welt zu finden – Deutungen, die zudem von Belang sind, weil sie die Welt als widersprüchlich erfahrene ernst nehmen. Nur »die konkrete Erfahrung von und das gemeinsame Reflektieren dieser Widersprüchlichkeiten und die historischen Veränderungen der Frauenfrage können die Mystifizierungen durchbrechen, die durch eine androzentrische Wissenschaft vom ›natürlichen Wesen‹ der Frau geschaffen worden sind« (ebd.: 13f.). Kollaboration meint auch, eine neue Rolle als Wissenschaftler:in einzunehmen, denn deren »Beitrag zu diesen Aktionen ist nicht der, abstrakte Rezepte zu geben, sondern den an diesen Aktionen Beteiligten zu helfen, ihr eigenes theoretisches Potential zu entwickeln. Erst dann ist der elitäre Anspruch von Wissenschaftlerinnen aufgehoben, wenn sie in der Lage sind, alle an einem Praxisprozeß Beteiligten als ›brother sociologists‹ oder ›sister sociologists‹ [...] anzusehen« (ebd.: 13). Hier taucht bereits implizit das Moment des Spekulierens auf, des gemeinsamen Nachdenkens, auch wenn noch klar scheint, dass die Dinge von Belang sich aus den »allgemeinen Zielen und den strategischen und taktischen Erfordernissen der sozialen Bewegung zur Aufhebung von Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen« ergeben (ebd.: 14).

Maria Mies' »Methodische Postulate zur Frauenforschung« begleiten mich inzwischen – mal mehr, mal weniger dicht – seit knapp vierzig Jahren. Die wiederholte Re-Lektüre hinterlässt immer wieder gemischte Gefühle: Einerseits spüre ich noch heute die rebellische Energie des Aufbruchs; zudem spricht das Beharren auf gesellschaftlicher Relevanz mein eigenes Begehr an, wenn es um wissenschaftliches Arbeiten geht. Andererseits befremdet mich die Selbstverständlichkeit, mit der gemeinsame Interessen und – trotz

allen Anspielens auf Widersprüchlichkeiten – eine Schwesternschaft vorausgesetzt werden. Obwohl hier Forschung als kommunikativer, vom Ergebnis her offener Prozess verstanden wird und im Suchen nach besseren Beschreibungen auch ein Ort für Spekulation angelegt ist, verbleibt Parteilichkeit in einem engen Kreis von Mitstreitenden. Wenn ich gegenwärtig über Formen des Spekulierens nachdenke, erlebe ich Grundlage wie auch Zielsetzung kollaborativen – solidarischen – Forschens als weitaus unbestimmter und prekärer (vgl. z.B. Hanke et al. 2020; Angerer/Gramlich 2020). Das Wissen um den Gap zwischen sozialem Leben und Wahrnehmung respektive Beschreibung sozialen Lebens ist in den Vordergrund getreten; die Feststellung »nothing comes without its world« (Puig De La Bellacasa 2012) ebenso wie die Einsicht, dass in der Beschreibung eines Problems bereits dessen Lösung angelegt ist, fordern zur Vorsicht auf: im Umgang mit Theorien und Konzepten ebenso wie im Einsatz von Methoden, in der Anlage von Forschungsvorhaben wie in der Formulierung von Fragestellungen. Gefragt ist zudem das Einlassen auf *strange bedfellows*, das Verwandt-Machen mit der Vielfalt des Erdgebundenen (Haraway 2018, 141f.). Für eine *anthropology of the otherwise* (Povinelli 2011) gilt es die »Bruchstücke« der Differenz, die eine Heterogenität des Maßstabs in ihre Berechnungen zwingen« (Tsing 2020: 112), als Grundlage solidarischen Forschens ernst zu nehmen.

Aus eigenen Situierungen herauswandern

»The exposure of the self who is also a spectator has to take us somewhere we couldn't otherwise get to.« (Behar 1996: 14)

In *The Vulnerable Observer* fordert die Kulturanthropologin Ruth Behar dazu auf, sich im forschenden Kontakt berühren zu lassen und dieses Berührtwerden zur Grundlage des Schreibens zu machen. Ethnographie beschreibt sie als eine Reise mit ungewissem Ausgang. »At the end of the voyage, if you are lucky, you catch a glimpse of a lighthouse, and you are grateful. Life, after all, is bountiful« (Behar 1996: 3). Eindrückliches Beispiel für eine solche lange Reise ist ihre Studie *Translated Woman*, in der sie über ihren langjährigen Dialog mit Esperanza berichtet, einer indigenen mexikanischen Straßenhändlerin, die um ihre soziale Anerkennung kämpft und deren Geschichte und Weltsicht Behar in langen dialogischen Erzählsequenzen für das englischsprachige Publikum übersetzt (Behar 2003/1993). Doch Behar warnt auch, dass das eigene

Selbst, das sich in der Forschung zeigt, nur dort von Interesse ist, wo es über eine einfache Positionsbestimmung hinausgehend für das Argument essentiell wird: »It has to persuade us of the wisdom not to leave the writing pad blank«. Dann können Lesende geführt werden, »not into miniature bubbles of navel-gazing, but in the enormous sea of serious social issues« (Behar 1996: 14). Die Herausforderung ist das Finden einer involvierten Beobachtungsposition. Gegenwärtig sind Ethnograph:innen selten mit nur einem Forschungs-subjekt konfrontiert. Im Gegenteil verlangen Beschreibungen komplexer Entwicklungen das Navigieren zwischen unterschiedlichen Orten, den Umgang mit vielen/m Verschiedenen. Wenn wir akzeptieren, dass »all human cultures are shaped and transformed in long histories of regional-to-global networks of power, trade, and meaning« (Tsing 2004: 3), dann führt ethnographisches Arbeiten an unterschiedliche Orte zu vielfältigen Begegnungen, menschlichen und nicht-menschlichen. Donna Haraway spricht von einer »neugierigen Praxis«, die die Fähigkeit erfordert, »andere auf aktive Art und Weise interessant zu finden, selbst – oder speziell – andere, über die die meisten Leute behaupten, schon alles zu wissen; die Fähigkeit, Fragen zu stellen, die der Gesprächspartner wirklich interessant findet, und die wilde Tugend der Neugier zu kultivieren« (Haraway 2018: 176). Wild meint zugleich mit Respekt: Um die »eigene Wahrnehmungsfähigkeit« und »Responsabilität« neu zu kalibrieren, bedarf es einer besonderen Form der »Höflichkeit«, die Möglichkeiten offenhält für Unvorhergesehenes: »Es geht hier nicht so sehr um Manieren als vielmehr um Epistemologien und Ontologien, und um eine Methode, die wachsam für Praktiken jenseits der ausgetretenen Pfade ist« (ebd.: 177). Es geht darum, die, denen Ethnograph:innen begegnen, mitgestalten zu lassen, mit ihnen zu kollaborieren. Kamala Visweswaran schlägt vor, dass Ethnograph:innen zu Trickstern werden müssen. In der Anerkennung der Unmöglichkeit, für andere zu sprechen, könnten sie zum »Sprechen mit« kommen (Visweswaran 2003: 100). Was bleibt, ist das Wagnis, sich auf die Zwischenwelten, anderen Erzählungen, Zeitlichkeiten und Wissensweisen einzulassen. Auch dafür steht Hannah Arendt Pate: »Mit diesem erweiterten Horizont denken – das heißt, seine Einbildungskraft im Wandern üben« (Arendt zitiert nach Haraway 2018: 175). In der empirischen Arbeit ist es das Weg-Wandern vom auf dem heimischen Schreibtisch gesicherten Wissen, wie auch das Zusammensehen von scheinbar nicht Zusammengehörendem. Der Umgang mit In-kommensurabilem, das Zulassen von Widersprüchen, Ambivalenzen und Ambiguitäten macht das, was meist prosaisch »Daten« genannt wird, erst interessant, eben weil es die forschenden Wander:innen durcheinander- und vom

geplanten Weg abbringt. Dann meint solidarisches Forschen das Anerkennen des Durcheinanders, fordert dazu heraus, im Schlamassel sitzen zu bleiben (vgl. Tsing 2020: 115) und den Möglichkeitsraum auszudehnen, der für das Denken der Welt und das Handeln in der Welt zur Verfügung steht. Solidarisches Forschen heißt auch, zum Kollektiv zu werden, in dem die Rollen erst gefunden werden müssen (Haraway 2018: 177f.).

Im Grenzraum schreiben

»Auf Distanz zu Narrationen von Subjekt und Geschichte, die ihre Historizität und Lokalität als Universalismus tarnen, reagiert feministisches Spekulieren auf Auslassungen, diskursive Festschreibungen und gewaltvolle Unterscheidungen, was als (menschliches) Leben gilt und was als nicht-lebenswert *ex negativo* zu dessen Konstitution beträgt.« (Gramlich 2020: 10)

Am Ende werden es oft Texte, die bleiben. Wenn, wie Sabine Hark mit Referenz auf Alex Demirović festhält, Texte als Aktivitäten zu verstehen sind, die in die Arenen der Auseinandersetzung eintreten (Hark 2005: 35f.), ist das Schreiben selbst auch als Akt solidarischen Forschens zu verstehen, in dem die Verwundbarkeit der Beobachtung ihre Fortsetzung findet. Wie das aussehen kann, ist an vielen Stellen zu lernen. Bereits Elsie Clews Parsons, eine zu Unrecht weitgehend in Vergessenheit geratene Kulturanthropologin, die um 1900 in Neu-Mexiko forschte, hat es vermocht, eine offene Erzählposition in ihrem Schreiben zu behalten. Obwohl noch tief ins koloniale Erbe der Kulturanthropologie verstrickt, bleiben in ihren Erzählungen von den Begegnungen mit Hopis die Erfahrungen von Forscher:in und Beforschten präsent. Statt autoritativer Deutung bietet sie ein Mosaik unterschiedlicher Textgenres an. Parsons schreibt im Grenzraum zwischen Selbst und dem Anderen, dieses weder auslöschend noch romantisierend (Babcock 1991: 17). Sie nimmt eine Subjektposition ein, so Barbara Babcock mit Verweis auf Mary Pratt, die sich als »multifaceted entity who participates, observes, and writes from multiple, constantly shifting positions« versteht (ebd.: 16). In diesem Schreiben zeigt sich ethnographisches Forschen als kollaboratives, kooperierendes Unterfangen mit geteilter Autor:innenschaft – auch wenn es hier noch allein Parsons ist, die auswählt und aufschreibt. Verletzbares Schreiben ist – gerade im konkurrenzell angelegten Wissenschaftsfeld – riskant, aber eine Möglichkeit, wissenschaftliche Autorität zur Disposition zu stellen. Verletzbares

Schreiben meint auch den aktiven Umgang mit Lücken und den Grenzen des Wissen-Könnens. Wie das angesichts einseitiger und lückenhafter (kolonialer) Archive gehen kann, hat die Historikerin Saidiya Hartman vorgeführt. Ihre spekulativen dichten Erzählungen gehen mit den Lücken des Überlieferten um, indem sie ein »counter-narrative liberated from the judgement and classification« herstellt und »an account that attends to beautiful experiments – to make living an art – undertaken by those often described as promiscuous, reckless, wild, and wayward« anbietet (Hartman 2019: xiv). Sie stellt Fundstücke des Widerständigen und Eigenwilligen bereit und erzeugt im Spekulieren über Vergangenheit Gegenarchive, die Lücken nicht einfach schließen, sondern der Unmöglichkeit der abgeschlossenen Erzählung Rechnung tragen. Das trifft sich mit Michael Taussigs Plädoyer, dass das Schreiben verlange, »sich die Repräsentation als etwas vorzustellen, das mit dem Repräsentierten ein zusammenhängendes Kontinuum bildet« (Taussig 2013: 31), und Bilder zu schaffen, die »im Zwischenraum zwischen Kunst und Leben« liegen, wobei nichts verfehlter wäre »als die Anwendung der im Westen herrschenden Tradition, welche die Analyse der Gesellschaft als ein Abenteuer des intellektuellen Kampfes dramatisiert, der von der Dunkelheit ins Licht, von der Unordnung zur Ordnung führt [...]« (ebd.: 29). Es geht um nicht weniger als um das gemeinsame Erzählen anderer Geschichten wie auch um ein Anders-Erzählen, bei dem, wie Sabine Hark schreibt, »die von Prekarität und Unbestimmtheit geprägten, oft als trivial beurteilten Leben [...] ins Zentrum unserer analytischen Aufmerksamkeit und politischen Sorge rücken« (Hark 2021: 225) und, so möchte ich ergänzen, worüber wir mit genau diesen zusammen spekulieren sollten.

Literatur

- Angerer, Marie-Luise/Gramlich, Naomie (Hg.) (2020): Feministisches Spekulieren: Genealogien, Narrationen, Zeitlichkeiten, Berlin.
- Arendt, Hannah/McCarthy, Mary (2000): Im Vertrauen: Briefwechsel 1949-1975. Hg. von Carol Brightman, München.
- Babcock, Barbara A. (1991): »Introduction: Elsie Clews Parsons and the Pueblo Construction of Gender«, in: dies. (Hg.): Pueblo Mothers and Children. Essays by Elsie Clews Parsons 1915-1924, Santa Fe, S. 1-27.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Feministische Theorien zur Einführung, Hamburg.

- Behar, Ruth (1996): *The Vulnerable Observer. Anthropology that breaks your heart*, Boston.
- Behar, Ruth (2003/1993): *Translated Woman. Crossing the Borders with Esperanza's Story*, Boston, Mass.
- Binder, Beate (2017): »(Europäische) Ethnologie: reflexive Ethnografien zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen«, in: Beate Kortendiek et al. (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Wiesbaden, S. 1-9.
- Bourdieu, Pierre (1995): »Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität«, in: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a.M., S. 365-374.
- Gramlich, Naomie (2020): »Feministisches Spekulieren. Einigen Pfaden folgen«, in: Marie-Luise Angerer/Naomie Gramlich (Hg.): *Feministisches Spekulieren*. Berlin, S. 9-29.
- Hanke, Christine et al. (Hg.) (2020): *Practices of Speculation*. Bielefeld.
- Haraway, Donna (1988): »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism as a Site of Discourse on the Privilege of Partial Perspective«, in: *Feminist Studies* 14/3, S. 575-599.
- Haraway, Donna J. (2018): *Unruhig bleiben: die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*, Frankfurt a.M., New York.
- Hark, Sabine (2005): *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt a.M..
- Hark, Sabine (2021): *Gemeinschaft der Ungewählten: Umrisse eines politischen Ethos der Kohabitation. Ein Essay*, Berlin.
- Hartman, Saidiya V. (2019): *Wayward lives, beautiful experiments: intimate histories of social upheaval*, New York.
- Mies, Maria (1984): »Methodische Postulate zur Frauenforschung«, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 11, S. 7-25.
- Povinelli, Elizabeth A. (2011): »Routes/Worlds«, in: *e-flux Journal* 27, <https://www.e-flux.com/journal/27/67991/routes-worlds/>
- Puig de la Bellacasa, María (2012): »Nothing comes without its world«: thinking with care«, in: *The Sociological Review* 60/2, S. 197-216.
- Taussig, Michael T. (2013): *Sympathiezauber: Texte zur Ethnographie*, hg. von Michael Neumann, Konstanz.
- Tsing, Anna Lowenhaupt (2004): *Friction: An Ethnography of Global Connection*, Princeton.
- Tsing, Anna Lowenhaupt (2020): *Die Erde, vom Menschen belagert*, in: Angerer/Gramlich: *Feministisches Spekulieren*, S. 111-134.

Visweswaran, Kamala (2003): *Fictions of Feminist Ethnography*, Minneapolis, London.

Weiss, Margot (2016): »Discipline and Desire: Feminist Politics, Queer Studies, and New Queer Anthropology«, in: Ellen Lewin/Leni M. Silverstein (Hg.): *Mapping Feminist Anthropology in the Twenty-First Century*, New Brunswick, NJ, 168-187.

